

## 2. Rundbrief

Es geschehen doch noch Wunder, auch in Afrika. Schon nach zwei Wochen ist unsere Klospülung in Ordnung gebracht worden und auch der Küchenabfluss funktioniert. Wasser haben wir auch meistens, wenn nicht gerade zu viele Wasserhähne aufgedreht sind, die Wasser sinnlos verschwenden. Wir sind am Ende der Wasserleitung, aber ich will nicht klagen, dafür haben wir das schönste Haus. Am letzten Freitag wurden wir dem Bischof vorgestellt. Eigentlich hatte ich gehofft, dass wir in der Woche zuvor so nebenbei mit dem Bischof bekannt gemacht werden, als er zu einer Konferenz hier in Matema war, aber nichts passiert in Afrika „so nebenbei“, alles muss seine Ordnung und seinen Stil haben. Bis Tukuyu, dem Sitz der Kirchenleitung, ist es nicht weit - sprich drei Stunden Autofahrt - und wir haben kein weiteres Programm, so können wir ganz gemütlich gegen 9 Uhr losfahren. Mit uns kommt noch Anika, unsere neue Volontärin, von Haus aus Studentin für das Lehramt, die auch ein Jahr in Matema bleibt, und ebenfalls eine „Audienz“ beim Bischof hat. Stefan und Christin, die beiden anderen Praktikanten, bleiben hier. Stefan ist etwas erkältet und Christin findet die Fahrt nach Tukuyu nicht sonderlich vergnüglich, aus guten Gründen, wie wir später merken. Friedhelm ist guter Dinge und es geht munter los. Friedhelm hat zur Feier des Tages ein richtiges Pastorenhemd an und fühlt sich darin nicht ganz wohl. Hanna, Anika und ich sind im Safarilook und haben für die notwendigen Dinge einen praktischen Rucksack mit. Zunächst sieht es so aus, als ob wir bequem in einem halbvollen Auto nach Tukuyu kämen, aber weit gefehlt. Immer wieder bleibt Friedhelm stehen. Da wird eine Mama mit ihrem Kind mitgenommen, da ein Lehrer der Bibelschule, da noch einer und noch einer und alle mit Reisegepäck, alle schon am Vortag für die Mitfahrt bestimmt und jetzt am Weg geduldig warten. Endlich sind wir komplett. In dem Toyota Landcruiser haben 15 Erwachsene, 3 Kinder und das unvermeidliche Gepäck Platz gefunden. Ich meine eigentlich, dass wir voll seien, aber als wir einen vollbesetzten „dala-dala-Bus“ überholen, merken wir, dass damit unser Auto noch lange nicht so richtig voll ist.

20.9.02

Ich muss mit meinem Bericht immer wieder unterbrechen, da die Energie für meinen Laptop zu Ende geht oder irgendetwas Wichtiges zu tun ist. Heute ist der 20., morgen habe ich Geburtstag, und wir haben eine Fahrt zu einer Sehenswürdigkeit in der Nähe geplant. Der Kiwira, ein reißender Gebirgsfluss, hat sich durch den Felsen gefressen und eine „natürliche Brücke“, oder wie die Afrikaner sagen, eine „daraja la mungu“, eine „Brücke Gottes“ gebildet. Ich hoffe, recht viel Geburtstagspost aus Tukuyu mitzubringen, und wir werden das Auto dann mit Mais für die Bibelschule und anderen Dingen voll stopfen, damit die Fahrt ausgenutzt ist. So ganz sicher bin ich noch nicht, ob aus der Fahrt etwas wird. Heinke ist noch mit dem Auto bei einer wichtigen Tagung in Tukuyu und will eigentlich heute Abend zurückkommen. Aber was ist denn „eigentlich“ in Afrika? Wenn man mit dem Programm noch nicht fertig ist, wird einfach ein Tag drangehängt. Morgen ist sie zudem zu einer Hochzeit eingeladen. Aber Friedhelm meint, dass es dem Brautpaar nicht so sehr auf Heinke ankommt, sondern dass man es vornehmlich auf das Auto, das Heinke dann mitbringt, abgesehen hat, mit dem dann die Braut standesgemäß aus dem elterlichen

Haus geholt werden kann. So will Friedhelm sein altes Auto, das zwar mangels funktionierender Bremse und anderen Makeln nicht ganz fahrtüchtig (und auch nicht versichert) ist, mit einem afrikanischen Driver zur Verfügung stellen. Hier draußen gibt es keine Polizei, und der afrikanische Fahrer fährt sicher und langsam. So könnte die Fahrt vielleicht doch noch stattfinden, auf die wir uns hier alle freuen. Gerade komme ich vom Hospital. Dr. Mwambola, unser afrikanischer Chefarzt, ist heute allein. Auch der sehr tüchtige Medical Assistent ist nicht da, da er wichtige persönliche Dinge zu erledigen hat. Ich bin noch nicht so gut eingearbeitet, dass ich ihm die Routinearbeit abnehmen kann. So sitzt der Chef in seinem Zimmer - im Flur drängen sich die „Outpatients“ - und für die vorgesehene gründliche Visite hat er noch keine Zeit.

Heute Morgen hatten wir einen Neuzugang. Ein schwerkranker junger Mann kam in einem miserablen Zustand zu uns. Er hatte 40° Fieber, Erbrechen, starke Kopfschmerzen, war nackensteif - und wurde auf einem Fahrrad ins Hospital transportiert. Eine Lumbalpunktion bestätigte die Verdachtsdiagnose: Meningokokkenmeningitis - eine Erkrankung, die in Deutschland wegen ihrer Ansteckungsfähigkeit eine große Verunsicherung und alle möglichen seuchenhygienischen Maßnahmen auslöst. Hier ist es Alltagsroutine, der zweite frische Fall, seit wir hier sind.

29.9.02

Heute komme ich wieder ein wenig zum Schreiben. Es ist so viel Neues geschehen, dass ich mich bemühen muss, einigermaßen geordnet zu berichten. Wo sind wir stehen geblieben? Ach so, bei der Fahrt zum Bischof am 13.9.

Anika hat viele Fragen und Friedhelm kennt sich als „alter Afrikaner“, der nie mit festen Vorstellungen ins Land kam, und immer Lernender war, in den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung hervorragend aus.

Wir kommen vorbei an einer Frauensiedlung, wohl etwas Einmaliges in diesem Lande. Mehrere Frauen haben sich zu einer Lebensgemeinschaft zusammengeschlossen. Männer sind hier nur als Gäste willkommen und werden bei schlechtem Benehmen, wie Trunkenheit oder Gewalttätigkeit, rigoros an die Luft gesetzt. Die Kinder werden gemeinsam versorgt.

Anika ist von der mutigen Selbstständigkeit der Frauen beeindruckt. Ich habe gewisse Bedenken bei einer HIV-Durchseuchung von ca. 30 %. Überhaupt sind die Wanyakyusa-Frauen (Wanyakyusa ist der Volksstamm dieser Gegend) schon immer selbstbewusst gewesen. Sie waren die ersten Frauen, die ein Fahrrad besaßen, wo doch Rad fahren für Frauen verpönt war, und wenn sich der Ehemann nicht um die Familie kümmerte und ständig betrunken ist, nehmen sie sich einen Liebhaber, entweder heimlich oder in aller Offenheit.

Noch einmal müssen wir anhalten und kommen vor dem stattlichen Hause eines afrikanischen Heilers zu stehen. Auf einer Tafel vor dem Eingang sind alle Indikationen für seine Medizin aufgezeichnet: Wenn das Bein anschwillt oder schmerzt, wenn man an Tuberkulose oder an Aids erkrankt, aber auch wenn die Sterne nicht stimmen oder wenn es mit der Liebe nicht mehr klappt. - Es werden scheinbar überall auf der Welt einfache Lösungen angepriesen, in Afrika wie auch in Europa.

Wir überholen ein Behindertenfahrzeug. Ich habe es mir später einmal genau angesehen. Ein Dreirad aus Fahrradteilen zusammengebaut, handbetrieben. Es gehört einem Fischer hier aus dem Ort. Wahrscheinlich nach einer Poliomyelitis hat er eine Lähmung beider Beine. Der Fischer fiel mir schon in der Kirche auf, wo er auf

allen Vieren, wie ein Kleinkind, zum Altar krabbelte, um sein Opfer zu bringen. Die Beine sind dünn, die Unterschenkel im Kniegelenk spitzwinklig kontrahiert, er kann nicht stehen, nicht gehen. Aber die Arme sind intakt und damit bewegt er sich selbständig zu seinem Einbaum, bleibt die ganze Nacht zum Fischen auf dem See, versorgt selbst seine Familie und kann am Sonntag von seinem Erarbeiteten noch seinem Gott geben. Der Fischer beeindruckt mich. Ich werde ihn sicher nicht fotografieren, um seine Würde nicht zu verletzen. Vielleicht kann ich ihn einmal zum Freund gewinnen.

Die Gegend ist dicht besiedelt. Der Weg führt vorbei an Bananenhainen, Hühner kreuzen die Fahrbahn, Radfahrer retten sich mangels einer funktionierenden Bremse in das angrenzende Feld. Wir verlassen die Piste und setzen die Fahrt auf einer guten Teerstrasse in einer großartigen Landschaft fort. Zeitweise fahren wir auf einem Höhenrücken, zu beiden Seiten ein weites Tal, links begrenzt von den Undali-Bergen und rechts von den Ausläufern des Livingstonegebirges. Teeplantagen wechseln mit Bananenhainen und alles ist grün, nicht so wie sonst in der ostafrikanischen Steppe. Tukuyu ist die Stadt mit dem meisten Regen in Tanzania. Es wird deutlich kühler, wir haben gut 1000 m an Höhe gewonnen und dann tauchen wir ein in das bunte Treiben der Kreisstadt.

Wir fahren gleich zur Kirchenleitung und haben Glück. Im kleinen Hof neben einem Mercedes älterer Bauart (ein Geschenk aus Deutschland - mir ist immer noch nicht klar, was ein Mercedes in Afrika zu suchen hat) treffen wir den Bischof an. Wir werden gleich begrüßt, und auf einem verwinkelten Gang, vorbei an anderen auf eine Audienz beim Bischof Wartenden, werden wir in einen großen repräsentativen Raum geführt. Hier ist alles geschmackvoll, gediegen (und sicher nicht ganz billig), hier hat man per Telefon und Internet Anschluss an die große Welt.

Der Bischof ist ein gebildeter Mann. Neben seinem gepflegten Englisch spricht er perfekt deutsch (was das anschließende Gespräch erheblich vereinfacht, denn sowohl mit meinem Englisch als auch mit meinem Swahili ist es nicht weit her). Es gibt Tee und Maandazi (ein hier in der Gegend bekanntes Fettbackenes), alles hat Würde, alles hat Stil. - Aber im Geiste sehe ich das Arbeitszimmer unseres afrikanischen Chefarztes hier in Matema: Eine ramponierte Untersuchungsliege, eine Schubkastenkommode, ein Schreibtisch von einem Tischler hier im Busch hergestellt, ein altes Regal, drei Stühle, die man hier für umgerechnet 5 Euro erwerben kann, und - der Stolz des Krankenhauses hier - ein brauchbares Ultraschallgerät. Das alles auf engstem Raum. Heinkes Arbeitszimmer sieht ähnlich aus, vielleicht noch eine Idee primitiver. Ein Schreibtisch, eine betagte Liege, früher einmal von einem afrikanischen Tischler hergestellt, ein altes Regal, in dem sich chaotisch Bücher stapeln. Auch hier gibt es nichts zum Repräsentieren. Und ich frage mich schon: Ist die Arbeit meines afrikanischen Kollegen, der für monatlich umgerechnet 80 Euro in der Tropenhitze am Operationstisch steht und von früh bis spät abends seinen Dienst tut, so viel weniger wert als das Amt eines Bischofs? (Aber wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Mit meiner Altersversorgung durch die Ärzteversorgung bin ich für hiesige Verhältnisse sehr, sehr reich. Und wenn ich an den tapferen Fischer denke, der mit seiner Behinderung sein Leben meistert, seine Familie versorgt und immer noch Geld für ein Dankopfer in der Kirche übrig hat, werde ich beschämt.)

Friedhelm ist zufrieden. Wir sind gut in der Zeit und können noch einen Besuch im Internet-Cafe machen, die notwendigen Einkäufe tätigen und das für uns leider leere Postfach ausräumen. Wir sind stolz darauf, alles Wichtige erledigt zu haben.

Schon bei Einbruch der Dunkelheit kommen wir nach Matema zurück.